

Leipziger Volkszeitung

Organ für die Interessen des gesamten werktätigen Volkes.

Monatsabonnementpreis pro Monat einschließlich Bringerlohn 70 Pf., bei Selbstabholung in der Expedition oder den Filialen 80 Pf.; mit der illustrierten Wochenbeilage Neue Welt einschließlich Bringerlohn 80 Pf., bei Selbstabholung 70 Pf. — Durch die Post bezogen vierteljährl. 2.10 M. für 1 Monat 70 Pf. (Bestellgeld vierteljährl. 42 Pf., monatl. 14 Pf.).

Redaktion: Tauchaer Straße 19/21.
Telegramm-Adresse: Volkszeitung Leipzig,
Telephon: 18698.
Sprechstunde: Wochentags 6—7 Uhr abends
(außer Sonnabend).

Inserate kosten die gespaltene Petitzelle oder deren Raum 25 Pf., bei Plakatvorlage 30 Pf. Schwieriger Satz nach höherem Tarif. — Der Preis für das Beilegen von Prospekten ist 8.50 M. pro Tausend für die Gesamtauslage, bei Teilauslage 4 M. — Der Betrag ist im voraus zu entrichten. Schluß der Annahme von Inseraten für die fällige Nummer früh 9 Uhr.

Erscheint täglich nachmittags mit Ausnahme der Sonn- und Feiertage. — Verlag, Expedition und Inseraten-Annahme: Leipzig, Tauchaer Str. 19/21, Hofgebäude. Telephon: 2721.

Tageskalender.

Im Reichstag kam es zu einem lebhaften Zusammenstoß zwischen dem Kriegsminister und den Sozialdemokraten.

In dem Landfriedensbruchprozeß gegen Berliner Arbeitslose wurde ein Angeklagter zu neun Monaten und zwei weitere zu je vier Wochen Gefängnis verurteilt; der vierte wurde freigesprochen.

Nach der Scherpreesse wird im Reichsschahamt eine neue Tabaksteuervorlage ausgearbeitet, die außer einer Erhöhung der Tabaksteuer einen Zollzuschlag von 80 Prozent für ausländischen Tabak vorsieht.

Die Pariser Schuhleute überwiesen der Streikasse der ausständigen Postbeamten 800 Franc.

Matrikularbeiträge und Reichsfinanznot.

* Leipzig, 20. März.

Welche Folgen wird nun diese Entscheidung für die Belastung des Steuerzahlers haben? Werden die Matrikularbeiträge beibehalten, so werden die Einzelstaaten sicher den größten Teil des ihnen aufgezwungenen Mehrbedarfs durch Erhöhung ihrer Einkommens- und Ertragssteuern aufbringen. Schafft sich dagegen das Reich genügende eigene Einnahmen, so wäre es auch vom Standpunkt der bürgerlichen Parteien höchst unklug, wenn alle 500 Millionen Mehrbedarf in Form indirekter Steuern, also von den Massen erhoben würden; wenigstens mit einem Bruchteil müssen dann — eine Erkenntnis, der sich ja auch der Regierungsentwurf nicht hat verschließen können — die Leistungsfähigen, die Zahler der direkten Steuern, herangezogen werden. Auf alle Fälle wird die Finanzreform daher zu einer Erhöhung der direkten Steuern führen. Und das wäre nur recht und billig. Denn das entspräche allein der Erkenntnis, hinter die jetzt auch die „moderne“ Finanzwissenschaft gekommen ist, und die sich kurz in die beiden Säge zusammenfassen läßt: 1. alle Staatslasten sind nach der Leistungsfähigkeit zu verteilen; 2. die Leistungsfähigkeit wird am besten von den direkten Steuern getroffen. Der gesamte Staatsbedarf, das wäre die logische Konsequenz, ist also soweit als irgend möglich durch direkte Steuern aufzubringen. Praktisch kann bei der heutigen Parteikonstellation dieser Erkenntnis jetzt nicht voll genügt werden. Das besagt aber gar nichts gegen die theoretische Unanfechtbarkeit dieses

Satzes; und alle theoretischen Einwände gegen ihn sind hofflos. Nur zwei von diesen so beliebten Einwänden seien kurz gestreift.

Der eine richtet sich gegen jede Erhöhung der direkten Steuern überhaupt. Da sucht man mit grohem Fleiße zusammen, was alles von Stadt, von Kreis, von Gemeinde, von Kirche usw. dem Einkommen abgenommen wird. Aber all die großen Bruchteile des Einkommens, die da bereits „konfisziert“ werden sollen, sie können höchstens darum, daß heutzutage für öffentliche Zwecke überhaupt viel gefordert wird. Weiter können sie gar nichts beweisen, so lange ihnen nicht die entsprechenden Summen als Vergleichsgrößen gegenübergestellt werden, die die Einzelstaaten nicht sofort vom Einkommen als solchen, sondern bei andern Gelegenheiten, vor allem bei der Verwandlung des Geldeinkommens in Gebrauchsgüter, meist ohne es zu merken, an die öffentlichen Körperschaften entrichten. Und lediglich auf das Verhältnis, in dem die verschiedenen Formen der Belastung — direkte und indirekte Steuern — an der Auflösung des Staates bedeckt sind, kommt es doch an. Wahrscheinlich würde nun eine vollständige Verechnung d. r. ge. amten Belastung für öffentliche Zwecke eine noch viel höhere Belastung des Massenkontums ergeben. Aber selbst wenn sich ein unverhältnismäßiges Ueberwiegen der direkten Steuern herausstellt, so würde dies an sich nur für die Gerechtigkeit des geltenden Steuersystems sprechen, noch nicht aber ein Argument gegen jede Erhöhung der direkten Steuern abgeben können.

Als zweiten Einwand machen die Gegner von speziell direkten Reichssteuern immer und immer wieder geltend. Reich und Einzelstaaten, so sagen sie, haben ihre besondern Ausgaben, folglich darf auch jedes seine besonderen Einnahmen beanspruchen. Direkte Steuern den Einzelstaaten, indirekte Steuern dem Reich. Keins soll in des andern Gebiet übergreifen, jeder Versuch des Reichs, direkte Steuern zu bekommen, gilt von diesem Standpunkte aus als Sünde wider den heiligen Geist der Verfassung. Dem ist zu entgegnen: Bund und Bundesstaaten stellen doch in der ganzen Volkswirtschaft keine Gegenseite dar. Im Grunde verfolgen sie alle öffentliche Zwecke und treten als Zwangsgemeinwirtschaften den Privatwirtschaften gegenüber. Dem einzelnen Steuerzahler ist es ganz gleichgültig, an wen er seine direkten oder indirekten Steuern zu zahlen hat; jedenfalls sind Korporationen da, die sie von ihm fordern, und er muß sie zahlen. Die schlichte Verteilung des Gesamtertrages ist lediglich interne Angelegenheit der erhebenden Instanzen.

Eine Trennung nach Einnahmemequellen zwischen Ober- und Unterglied im Sinne: „hie direkte, hie indirekte Steuern“ besteht zunächst seit Einführung der Reichsberghaftsteuer tatsächlich gar nicht mehr. Sie ist aber auch geschichtlich sicher nicht zu begründen; mit besserem Rechte

noch könnte man den Einzelstaaten die Erwerbskünste, wie vor allem Erträge der Domänen, Forsten, Eisenbahnen vorbehalten! Wenn das junge Reich zunächst die indirekten Steuern ausbaute, so war das natürlich; hier sah es eine Lücke, in die es eingespringen konnte, wie wirtschaftspolitisch, so wurde es auch finanzpolitisch der Nachfolger des Zollvereins, während der Partikularismus der Einzelstaaten eisernehrlich sein Monopol in der direkten Besteuerung zu wahren suchte. Von Jahr zu Jahr hat nun aber das Reich neuer Aufgaben sich bemächtigt, Aufgaben, die vordem die Einzelstaaten erfüllten, die sie mit ihren direkten Steuern bestritten, sie hat das Reich übernommen: Ausgaben durfte es damit übernehmen, die zugehörige Deckung jedoch, die entsprechenden Einnahmen will man ihm fortgesetzt vorenthalten.

Welche inneren Beziehungen bestehen denn eigentlich in dem Gegensatz von direkten und indirekten Steuern und dem Dualismus von Reich und Einzelstaat? Genügende, entwicklungsfähige Einnahmen will jedes von ihnen haben; aber dazu bedarf es doch keiner formalistischen Scheidung nach Steuertypen!

Die militaristische Entwicklung, die dem Reiche alle neuen großen Aufgaben zuweist, ihm immer mehr das Schwergewicht im Bundesstaat gibt, sie wird notwendig ihm auch die Hauptnahmemequelle, die direkten Steuern, eröffnen. Die Lösung für eine gefundene Reichsfinanzreform muß lauten: Hinweg mit den Matrikularbeiträgen als ordentlichem Deckungsmittel; direkte Steuern für das Reich!

Der Staat als Millionenbauer.

In den klassischen Schriften der bürgerlichen Nationalökonomie liest man, daß der Preis der Waren sich aus drei Teilen zusammensezt: Lohn, Unternehmerprofit und Bodenrente. Mit anderen Worten will das sagen, daß den Arbeitern von dem Ertrag ihrer Arbeit nicht nur von ihren unmittelbaren Ausbezügen, den Kapitalisten, sondern auch noch von den Grundbesitzern ein Stück wogenommen wird. Während aber die Unternehmer sich ihren Anteil durch eigene Anstrengung und Initiative erobern müssen, brauchen die Grundbesitzer keinen Finger zu rühren; der Tribut, den sie erheben, fällt ihnen durch das Spiel der ökonomischen Kräfte mühelos in den Schoß.

Eine der drückendsten Formen dieses Tributs ist die städtische Bodenrente. In den Großstädten drängen sich große Menschenmassen dicht zusammen, denn große Entferungen bedeuten Zeitverlust, und unter dem Kapitalismus ist Zeit Geld. Die glücklichen Besitzer des Bodens erheben für die Erlaubnis, dort Fabriken oder Wohnhäuser zu bauen, schwere Abgaben, die aus den Profiten oder Mietzinsen bezahlt werden müssen. So tellen sie sich als

Kegel und die Ausrufe der Aufseher. Die Musik in den Gasthäusern war mißtoniger und lauter geworden. Man hatte die Saalfenster geöffnet. In Schwaden drang der Staub und Tabaksqualm heraus. Die jungen Burschen hatten sich ihrer Jacken entledigt; die Mütze im Genick, schief die Zigarre im Munde, walzten sie mit den Mädeln dahin, daß hoch die Nöte flogen — jauchzend, gröhrend, trampelnd. Vor den Wirtshäusern lärmten Betrunke, oder sie zogen Arm in Arm singend durch die Budenstraße, Liebespaare, in zärtlicher Umhüllung, drängten sich durch die Massen, um eine Fahrt auf dem Karussell zu tun oder ihre Glut im nahen Feld zu kühlten. Hier und dort stieg einer mit schiefem Hut und blühenden Augen herum, den Stock krampfhaft in der Tasche, provozierende Blicke nach allen Seiten hin werfend: wenn nur einer läme!

Und in dem heißen, brodelnden, lärmenden Gewühl da und dort eine blinkende Helmspitze.

Jeremias rief nicht mehr. Mit rosigem Gesicht, aus dem alle Falten verschwunden schienen, stand er still lächelnd hinter seinem Kram und warf Nickel auf Nickel in die Blechkassette. Er tränkte davon, daß er nach Schlüß der Bude mit Trude Arme in Arme durchs Dorf gehen und sich das lustige Leben noch etwas aus der Nähe betrachten werde. Vielleicht machten sie sogar einen Tanz! Er flüsterte es ihr zu. Sie lachten beide. Ein Schrei schnitt in ihr Lachen hinein. „Jeremi!“ Frau Trude flammerte sich an den Arm ihres Mannes. Der stand starr. Sie stürzte hinaus. In der Gartenmauer, in der Richtung nach dem offenen Felde zu, hatte sie vor wenigen Minuten die gelben Locken des Knaben fliegen sehen. Er sprang just über einen Graben.

Gelangweilt von dem gewohnten Trubel, von Durst geplagt, hatte Jeremi sich in den Schatten der Gartenmauer zurückgezogen und Sauerampfer gesucht. Er zertrümmerte die lastigen, säuerlichen Blätter und übte sich nebenher im Springen und Radschlagen. Eine alte Gewohn-

Seuilleton

Die Glücksbude.

Erzählung von Ernst Prezzang.

Rachdruck verboten.

VIII.

10)

Die Glücksbude bekam keinen guten Platz auf der Grevesberger Kirchweih. Sie stand etwas abseits von dem eigentlichen Marktgetriebe, an der Mündung eines Weges, der von der Thaussee durch die Felder kam, an einer langen Gartenmauer entlang und in die budenbesetzte Hauptstraße des großen Dorfes ließ. Mit der Rückseite lehnte sie sich an jene Mauer. Vor ihr unterbrach ein Stück Brachland die Reihe der Gehöfte. Hier wurde neben anderen der Wagen untergebracht. Das Pferd kam in den Stall eines Gasthofes. Er durfte einige Tage verhauen, der Schimmel, wenn alles seinen normalen Gang hatte.

Die Höhe der vergangenen Tage steigerte sich zu beängstigender Schwüle. Korn und Heu waren herein. Der Landmann gönnte sich nach den Schweitagen der Erste einen Feiertag. In zwei dicken, schwerfälligen Strömen wälzten die Reihen der Besucher sich durch die Peltzpassen. Hinauf und hinab wogten sie. Schon am Mittag, als die Sonne in voller Glut am Himmel stand, von keiner Wolke bedroht, als sie mit ihrem ganzen Feuer auf die Köpfe herabstiegen, gab es ein Värmen, Singen und Jubilieren, daß Jeremias die Ohren brummten. Ein gewaltiges Durcheinander war in den Massen. In den Bierzelten und Gasthäusern nahm das Klopfen der Spundhämmer kein Ende. Um drei Uhr begannen auf mehreren Stellen zu gleicher Zeit Fiedel, Clarinette und Brummbach ihr Konzert. Man tanzte schon.

Jeremias stand in seiner Bude und fertigte die Spieler ab. Das Geschäft stand in seinem Verhältnis zum Besuch. Er kam mit Trude überein, einen besonders wertvollen Gegenstand als Hauptgedimm auszustellen. Sie wählten eine Peitsche mit silbernem Griff. Das sprach sich herum.

Und allmählich verstärkte sich der Andrang, und wurde mit den Stunden so stark, daß beide reichlich beschäftigt waren. Unaufhörlich klapperten die Würfel; der Strom der Nadel versiegte kaum auf Minuten. In diesen kurzen Pausen verspürte Jeremias einen besonders heftigen Durst. Gegen seine Gewohnheit trank er einige Flaschen, die Jeremi aus einem nahen Gasthause geholt hatte. Eine leichte Röte stieg ihm in die Wangen; er scherzte mit den Besuchern und rief seiner Frau hier und da ein Witzwort zu. Er pries seine Waren in einer Weise an, wie Trude es nie vordem von ihm gehört und wie sie selbst es nie gewagt hatte. Über diese Uebertreibungen erregten das hellste Vergnügen der Zuhörer und lockten immer neue Scharen an. Um fünf Uhr mußte die Kasse in einen Ventel geleert werden. Frau Trude nahm ihn unter die Schürze und brachte ihn im Wagen unter. „Es wird ein regelrechter Ausverkauf,“ sagte Jeremias. Er nahm einen Schluck aus dem Krug, schob die Mühe von der heißen Stirn und rief in die Menge:

„Fortuna sit auf ihrem Thron.“

Gegen Abend erreichte der Trubel seinen Höhepunkt. Die Drehorgeln der Karussells leierten unaufhörlich. In den Schiebuhnen knallten die Gevelbreie; der getroffene Löwe brüllte, die Kappe des Harlefins klingelte, der Tambour schlug einen Wirbel. Von den Trubeln der Schiebuhnen hallten die heiseren Stimmen der Ausrüster. Die dumpfen, abgerissenen Kommandoworte eines Bärenführers mischten sich mit den Brummelaufen des tanzenden Tieres. Eifriger als vorher klopfen die Spundhämmer. Von irgendwoher kam das Geräusch fallender

Vorstellen in die großen Mehrvermögen, die dort aus den Arbeitern gepreist werden. Mancher Bauer, der in der Nähe der sich rasch ausdehnenden Großstadt ein paar Hektar des dürrsten, unfruchtbaren, wertlosen Sandbodens besitzt, wo nichts wachsen will, sieht auf einmal seinen Sand sich in Gold verwandeln. Schlagend wird er reich, wird er zum Millionenbauern, der sich eine prächtige Villa mit schönem Garten bauen lässt und in einem eigenen Auto fährt.

Das Privateigentum an Grund und Boden, das die Grundrente erzeugt, bewirkt, dass eine ganze Schar von Parasiten: Millionenbauern, Grundspekulanten, Hausagrarien, auf Kosten der arbeitenden Bevölkerung lebt. Die hohen Einkommen, die sie verzehren, werden in der Gestalt von Mietzinsen von der ganzen städtischen Bevölkerung aufgebracht. Aber das ist das schlimmste nicht. Wenn nur die Löhne in der Großstadt um gerade so viel wie die Mieten höher sind, kommt es für die Arbeiter auf dasselbe hinaus. Wovon ist damit die Sache für ihn nicht belanglos geworden; die allmählich steigenden Mietpreise nagen fortwährend an dem Lohn und nötigen den Arbeiter, durch stete schwierige Kämpfe um Lohnerhöhung, diese tüchtisch-schleichende Gaukerei unvorsichtig zu machen. Gelingt ihm dies jedoch, so stellt die Bodenrente bloß einen Abzug vom Mehrwert dar, eine Verringerung des Unternehmensprofits, einen Anteil an der Rente, die die industriellen Löwen dieser schmutzigen Schakalenbande zu überlassen gezwungen sind. Das war auch die Aussöhnung der Vertreter des industriellen Kapitals, die früher, als die Arbeiter noch nicht widerstandsfähig waren, wiederholt gegen dieses ungerechte und empörende Privileg“ der Grundbesitzer, ihren Profit zu schmälern, loszogen.

Diese Versteuerung ist also für die Arbeiter das schlimmste nicht, denn ihr ist durch Lohnsteigerungen zu begegnen. Aber keine Lohnsteigerung kann die schwere Schädigung der Volksgesundheit aufheben, die dieser Zustand mit sich bringt. Wegen des teuren Bodens werden die Häuser und die Menschen dicht zusammengepfercht; für Gärten ist kein Raum, Etagen werden aufeinander gestapelt, die Wohnungen sind klein und ungehoben, Licht und Luft fehlen. Ungeheure Millionen muss die Stadt für winzige Parks aufwenden. Und nur dadurch kann der Arbeiter ein bisschen frische gesunde Luft einatmen, das er am Sonntag in die umgebenden Wälder hinausgeht. Denn glücklicherweise ist nicht aller Boden Privateigentum, sondern ausgedehnte Forsten liegen als Staatsdomänen um die Stadt herum.

Der Staat hat es in der Hand, durch seine Gesetzgebung zu verhindern, dass die Volksgesundheit dem Reichstum einzelner Ausbildung geopfert wird. Von bürgerlicher Seite wird schon längst die Notwendigkeit einer Wertzuwachssteuer verteidigt, die der Stadt einen Teil des Wertzuwachses sichert, der durch ihre Ausbreitung sonst dem daraus völlig unbeteiligten Millionenbauern zufällt. Man brauchte nur der Stadt, der gesamten Bevölkerung, ein Recht auf den ganzen Wertzuwachs zu geben, und der Bodenwucher wäre unmöglich. Dann würde die ganze Bevölkerung, die die vielen Nachteile des engen Zusammenlebens erleidet, auch die Früchte davon pflücken. Sie hätte es selbst in der Hand, allen drastisch herunterzufüllen, den Schädigungen ihrer Gesundheit vorzubeugen.

Muss man einen solchen „Schuh“ der Bevölkerung, in allgemeinem als Aufgabe des Staates bezeichnet, der sich als Vertreter der Volkssicherheit ansieht, so wird doch keiner so etwas von dem preußischen Staat erwarten. Denn der preußische Staat hat sich immer nur als Vertreter der Ausbeuterinteressen erwiesen. Die Sack der Parasiten, die auf dem Körper des Volkes schmarotzen, hat er immer zu seiner Sache gemacht. Sie gegen das Volk schützen, war immer seine hehrste und heiligste Aufgabe. Aber damit gibt sich der preußische Staat noch nicht zufrieden. Er will nicht nur Schutzwache des Ausbeuterzums sein, sondern er will selbst an der Ausbeutung teilnehmen. Nicht nur die Rolle des Beschülers, sondern auch die schamige Rolle des Parasiten selbst will er spielen. Nicht nur denkt er nicht daran, den Grundspekulanten und Millionenbauern das Handwerk zu legen, sondern er wird selbst zum Millionenbauern, der sich durch den Wertzuwachs der Staatsforsten in der Nähe der Großstadt bereichert. Er gebietet der Schädigung der Volksgesundheit keinen Einhalt, sondern verschärft sie, indem er den Wald, die Lunge der Großstadt, als Baugrund-

fläche verkauft und damit den Arbeitern die letzte Möglichkeit nimmt, einmal wöchentlich gesunde Luft einzuziehen. Der Landwirtschaftsminister v. Arnim fragte im Abgeordnetenhaus: ist es unsere, des Staates Aufgabe, für Wälder bei den großen Städten zu sorgen? Die Stadt Berlin kann ja Wald von uns kaufen! Genau so wie irgend ein beliebiger Zunker von Machnow reden könnte: was schenkt mich die Berliner! Soll ich meinen Wald nicht verkaufen, bloß damit die Berliner dort spazieren können? Als ob der Staat nicht noch andere Aufgaben hätte als der Betriebmann, der nur an die Vereicherung denkt, die ihm die Großstadt bringt.

Aber daran tritt nun der wirkliche Charakter des preußischen Staates klar auf. Was die Herren so nennen, ist eine Gesellschaft von Junkern und Bürokraten, die das Land Preußen als ihr gemeinsames Rittergut betrachten und verwalteten. Weitwahrs sollen die Landjunker aus Pommern auch nicht von dem Segen der Millionenbauern mitgenießen und aus ihrem gemeinsamen Besitztum Grunewald die Millionen herauschlagen, die z. B. zum Unterhalt ihrer Jagdreviere dienen können, damit sie für das edle Weidwerk nichts zu zahlen brauchen? Was schenken uns die Berliner Arbeiter? Wenn sie sich nicht ruhig verhalten, lassen wir dreinschleichen.

Auf den ersten Blick erscheint die Parzellierung des Grunewalds nur als eine Berliner Angelegenheit. Aber durch die Klarheit, womit sie das Wesen des preußischen Staates beschreibt, bekommt sie ein Interesse für die ganze Arbeiterbevölkerung.

Der Wahlsieg der italienischen Partei.

Aus Rom schreibt man uns: Die Stichwahlen haben das glänzende Ergebnis des ersten Wahltages in einer alle Erwartungen übertreffenden Weise gefördert. Während bei den vorigen Wahlen von 30 Stichwahlen nur 4 den Sozialisten gingen, schlugen diesmal elf von 28 zu unsern Vorteil aus. In Turin hat die Partei ein drittes Mandat erobert, in Neapel den vereinigten Widerstand der Regierung und der Kammer zu nutzte gemacht, in Benevento, Siena, Campania, Bologna, Foggia, Jesi, fiel der Sieg unserer Partei zu, in Comacchio schlug der Syndikaliste Marangoni seinen konservativen Gegner, und mit Hilfe syndikalischer Stimmen kam in Portomaggiore Gennaro Cavallari durch. In Palermo wurde Genosse Tasca gewählt, trotz der größten Regierungsbressen, durch die sogar die Proklamation des Kandidaten verhindert wurde. So werden in der neuen Kammer anstelle der früheren 20-22 sozialistischen Deputierte seien, und diese Zahl hätte noch höher sein können, wenn nicht die Republikaner und die Radikalen in mehreren Stichwahlen gegen uns Stellung genommen hätten.

Das charakteristische Merkmal der neuen Kammer wird die Verstärkung der beiden extremen Flügel sein. Die äußerste Linke sieht die Zahl ihrer Mandate von 74 auf 100 steigen, und zwar sieht sie die Republikaner von 18 auf 28 und die Radikalen von 31 auf 44. Aber gleichzeitig erlangen die Klerikale den relativ höchsten Zuspruch, indem sie ihre Fraktion von 7 auf 24 Mitglieder erhöhen. Natürlich erfolgt dieser Zuspruch der äußersten Rechten und Linken auf Kosten der großen ungleiderten Masse der sogenannten Überpartei. Von diesen, die in Ministerialen, Gemäßigten und Mitgliedern der konstitutionellen Oppositionspartei zerfallen, haben die Ministerialen die größten Verluste erlitten. Man kann sagen, dass 50 Mandate verloren haben, so dass sie jetzt über 800 Mandate verfügen. Die Gemäßigten, die sich auch konservativ nennen, da in Italien liberal nicht im Gegensatz zu konservativ, sondern im Gegensatz zu Klerikal steht, behaupten ihre 20 Mandate, und die konstitutionelle Opposition wird in der neuen Kammer 50 Deputierte zählen, 2 weniger als in der alten. All diese Zahlen haben nur einen sehr relativen Wert. Sieht man von unserer Partei ab, die einzige und allein eine feste und zentralisierte Organisation aufweist, so haben alle italienischen Parteien und Gruppen unbedeutende und verschwindende Umrisse. Zwischen Modikalen und Ministerialen existieren Übergangsformen, über deren Parteiharacter man im Zweifel sein kann, und ganz daselbe gilt für einige Klerikale, die auch nur um eine Schattierung schwächer sind, als die „liberale“ Mehrheit des Ministeriums. Auch die Grenzen der konstitutionellen Opposition sind so schwer festzustellen, dass sogar das Hauptorgan dieser Fraktion, das Giornale d'Italia, bis zur Stunde sich noch nicht zu einem Verzeichnis ihrer Mitglieder in der neuen Kammer aufgeschwungen hat.

Das gegenseitige Machtverhältnis der Ordnungsparteien ist auch deshalb gleichermaßen unbelanglos, weil in der Praxis alle, von der konstitutionellen Opposition abgesehen, mit dem Ministerium gehen. Es wäre daher nichts Widerliches als die Annahme, die Neuwahlen hätten die Mehrheit des Ministeriums ernstlich

erschüttert. Davon kann nicht die Rede sein. Giolitti kann noch immer eine überwältigende Mehrheit aufbringen; er muss nur so verhalten, dass er weder die Klerikale noch die Gemäßigten vor den Kopf stößt. Eine höhere Abhängigkeit von diesen reaktionären Parteien, das ist für das Ministerium das Ergebnis der Neuwahlen. Quantitativ hat eine Verschiebung sich die Klerikale mehr oder weniger verstiezt, immer aber in Gunsten und im Dienst des Ministeriums. Mit dieser Leistung werden sie in der neuen Kammer, wo sie eine eigene Partei bilden, Bezahlung erhalten. In diesem öffentlichen Einvernehmen mit den Klerikalen findet die „liberale“ Politik Giolitti ihren logischen Ausgang.

Es ist ein Verdienst der sozialistischen Partei, das Kabinett Giolitti so weit in die Enge getrieben zu haben, dass es allen Liberalen Kritikanz, mit dem es sich zu defensiv pflegt, fallen lässt und Amt in Amt mit dem Klerikalismus den Kampf gegen den Klerikalismus unternehmen. Die politische Chancen im Lande muss dadurch unschätzbar gewinnen. Auch wird der Arbeiterschaft greifbar vor Augen gestellt, dass der Bourgeoisie alle ideologischen Unterschiede zwischen mittelalterlicher und moderner Weltanschauung gering gelten gegenüber ihren Ausbeuterinteressen. Der Wahlausgang des 7. und 14. März bezeichnet die Auswirkung der Gegenseite in der italienischen Politik und vorlehrte ihrer Klassenmerkmale zur Folge haben. Die Klärung der Situation muss das italienische Proletariat, das sie herbeigeführt hat, mit Genugtuung begleiten. Sie schafft ein politisches Willen, in dem der Giolittische Opportunismus nicht gehalten kann.

Die Berliner Arbeitslosen vor den Geschworenen.

Hg. Berlin, den 10. März 1900.

Vor dem hierigen Schwurgericht begann heute der Prozeß wegen Landstreiksbruchs gegen die Teilnehmer am Demonstrationstag der Arbeitslosen am Tage des Einzugs König Edwards in Berlin. Die Angeklagten befinden sich sämtlich in Untersuchungshaft. Angeklagt sind: der 22 Jahre alte Maschinenfitter E. J. E. M. a. u., der 20 Jahre alte Arbeitgeber Alexander Schirop, der 18 Jahre alte Arbeiter Paul Böcker und der 17 Jahre alte Mechanikerlehrling Ernst Scheller. Die beiden ersten Angeklagten sind bereits mit kleineren Gefängnisstrafen wegen Diebstahl delikts vorbestraft, die beiden jüngeren Angeklagten machen fast den Eindruck von Schuljungen. Die Anklage lautet gegen sämtliche vier Angeklagte auf Landstreiksbruch. Ebdemann wird beschuldigt, Adelsfahnen gewesen zu sein und Gewalttätigkeiten gegen Personen ausgesetzt zu haben. Auf einem Tisch liegen Fahnen, und zerschlagene Fahnen, die von den Demonstranten von den Omnibussen heruntergeworfen worden sind. Die Angeklagten werden verteidigt durch die Richteranwälte Dr. Heinemann und Kurt Moesfeld.

Bei der Vernehmung der Angeklagten gibt der Angeklagte Schirop an, er sei am Weihnachtsfeiertag arbeitslos geworden. Er war in der Arbeitslosenversammlung bei Keller in der Koppenstraße. — Vorleser: Wurde in der Versammlung etwas gesagt, das man noch der Versammlung zusammenbleiben wolle? — Angeklagter: Nein, ich habe auf der Galerie nicht alles hören können. — Vorl.: Haben Sie verstanden, was der Redner sagte? — Angekl.: Ja, einiges. Er sagte, es seien so viele Arbeitslose und es müsse dagegen etwas getan werden. — Vorl.: Hat er auch vom Einzug des Königs von England gesprochen, dass die Stadt dafür 60 000 Mark ausgegeben habe? — Angekl.: Jawohl. — Vorl.: Ist nicht auch gesagt worden, es wäre ein gewesener, die 60 000 Mark für die Arbeitslosen zu verwenden?

Angekl.: Die ganze Rede kann ich nicht wiederholen. — Vorl.: Wurde schon im Saale irgendwie zum Ausdruck gebracht: Wir bleiben zusammen und ziehen los? — Angekl.: Ich habe im Saale das nicht gehört. — Vorl.: Von welchen Augenblicken an ist denn davon die Rede gewesen? — Angekl.: Wir kamen von der Galerie ziemlich als die letzten herunter, die Straße war schon leer und in der Frankfurter Straße bewegte sich ein Zug auf der Promenade. — Vorl.: War das schon ein festgestellter Zug? — Angekl.: Das kann ich nicht sagen, wir gingen hinten nach, der Zug bewegte sich nach dem Engelstor zum Gewerbeschiffshaus. — Vorl.: Wann hielt es nun? — Angekl.: Wir blieben zusammen in diesem Zug. — Angekl.: Wir waren 10 bis 12 bekannte zusammen und folgten der Menge; darauf achteten wir nicht. — Vorl.: Haben Sie Gewalttätigkeiten gesehen? — Angekl.: Nein, ich bin auch einmal weggegangen aus dem Zug und habe mir 10 Pf. Zigaretten gekauft. — Vorl.: Haben Sie gesehen, dass die Kutscher der Omnibusse etwas mit den Fahnenstangen über den Kopf bekommen? — Angekl.: Das kann ich nicht sagen. — Vorl.: Wohin ging nun der Zug? — Angekl.: Durch die Oranienstraße an der Jerusalemer Kirche vorbei zur Expedition des Vorwärts.

„Ich hab' keinen Apfel genommen, Vater!“ Jeremi flüsterte es.

„Sei still! Du wolltest ihn nehmen!“ — Seine Stimme nahm einen drohenden Ton an:

„Was kostet der Apfel?“

Der Geizbauer zog eine höhnische Miene: „Hast den Leuten schon so viel Geld aus der Tasche gelucht, dass du zahlen kannst?“

„Wo hast du denn dein Geld her, Geizbauer?“ schrie einer aus der Menge.

„Gestohlen ist gestohlen,“ sagte ein anderer, „von den Fremden bringt keiner ein Korn in die Erde.“

„Geizgeld ist's!“ schrie der Geizbauer. „Lumpenbagdad! Schließt eure Türen zu in der Nacht!“

Ein Splittern und Krachen. Ein knirschender Weiterschrei. Der Bauer schrie auf. Die Bude wankte und schwankte. Was noch übrig war von der Auslage, fiel durcheinander. Jeremias war draußen.

Er und der Bauer hatten sich gepackt. Sie rangen miteinander. Der eine leichenblau, der andere feuerrot vor Wut.

„mias! mias!“. Frau Trude schrie auf.

Jeremi begann zu weinen.

Der Streit schlug Wellen. Schimpfworte flogen hin und her. Immer stärker wurde der tumult.

Eine Helmspitze näherte sich. Ein Gendarm kam. Schon hatten sich zwei Parteien gebildet, die aufeinander loszuschlagen wollten. Er durchbrach den Kreis und riss die kämpfenden auseinander.

Zu der großen Betrübnis der meisten Zuschauer, die hier ein unbezahltes Schauspiel genossen, das ihnen in seiner Ernsthaftigkeit interessanter war als die Kämpfe im Birkus, wo der „lange Friedrich“ einen nach dem anderen in den Sand legte.

(Fortsetzung folgt.)

heit. Einfach gehen konnte er nicht. Auch die Augen staunten nicht still, sondern erforschten alles, was mir irgendwie in ihren Gesichtskreis trat.

Da war ein Apfelbaum, der seine fruchtschweren Äste zum Teil bis über die Mauer streckte. Ein Baum mit dicken, schweren, rotbärdigen Äpfeln. Unter diesen eine Frucht, die ganz besonders lockte. Durch ihre außerordentliche Größe und liebliche Färbung. Sie hing gerade in einem Sonnenstrahlen, der im Laub und Astwerk schlummerte.

Wie ein Magnet wirkte der Apfel. Jeremi wandte die Blick ab, aber es dauerte nicht lange. Sie lehnten immer wieder zurück. Er hatte Durst, trockenes Apfels. Und der Apfel hing gerade über der Mauer. Wenn er auf dieser stand, so mochte die Hand gerade hinaufreichen.

Die Mauer war nicht hoch. Ungefähr so hoch, dass er ihr spitzes Dach noch erfassen konnte. Ob er hinaufkommen würde? ... Jeremi sah verwundert um sich; er sah schon oben, ehe er den Gedanken zu Ende gedacht. Dann balancierte er auf dem Grat, die Hände auf den Apfel gerichtet.

Als er die Hand ausstreckte, traf ihn ein wichtiger Stockschlag: „Lumpenjungel!“

Jeremi schrie auf und stürzte von der Mauer.

Das war der Schrei, den sie in der Bude gehört.

Frau Trude fand den Knaben halb aufgerichtet im Grase liegend, die Augen angstvoll nach oben gewandt. Ein Bauer streckte seinen wutgeröteten Kopf über die Eintrüdigung, schwang seinen Stock und schimpfte in mobilen Worten.

„Was ist dir passiert, Jeremi?“

„Er hat mich geschlagen, Mutter.“

„Kriegst noch mehr, Diebsjungel!“ Der Mann kletterte über die Mauer.

Frau Trude trat ihm entgegen: „Schämen Sie sich nicht, ein Kind mit solchem Knüppel zu schlagen?“

„Biel zu dünn für euch Lumpengesindel! Stehlen und großes Maul haben, was?“ Er hob den Stock.

Frau Trude sah ihn mit blickenden Augen an und griff nach einem Stein: „Rührn Sie den Jungen nicht an!“ Aus den Augen, die sonst so friedlich und heiter leuchteten, glühte heftiger Zorn. „Psui, Sie Grobian!“

Er ließ den Stock sinken: „Anzeigen tu ich euch, Diebsbagdad! Ins Buchthaus gehört ihr!“

Sie mach ihn mit einem Blick der Verachtung. Dann half sie Jeremi empor. „Kannst du aufstehen?“

Er konnte es, hinkte aber. Frau Trude führte ihn zum Vater.

Hinter ihr kam der Bauer. Er stellte sich vor der Bude auf: „So, da gehört er her, der saubere Bursch, der Apfelsieder!“ Er drängte sich durch die Menge. „Kannst auch besser aufpassen, du da!“ Er schüttelte die Faust gegen Jeremias. „Für freunde Göhren ist unser Obst nicht gewachsen. Könnt' euch so posse, was? Nichts tun, dem lieben Herrgott die Zeit abstecken, auf der Landstraße liegen und dann unserein sein Eigenes von den Bäumen reißen!“ Er schlug mit der Faust auf das Würzelbrett.

Frau Trude und der Knabe standen neben Jeremias. Sie sah, wie er sich versärfte, wie seine Augen groß, sein Gesicht blau wurde.

„Bleib ruhig, mias!“

Ein junges Mädchen drängte sich an den Stand und warf dem Knaben einen Apfel zu: „Hier, ich schenk ihn dir. Hat sich der Alte um einen Apfel!“ Ihr junges Gesicht glühte. Sie spuckte aus: „Hast deinen Namen mit Recht, Geizbauer!“

„Halts Maul!“ Dem Geizbauer stieg, als er seinen Spottnamen hörte, eine neue Blutwelle ins Gesicht.

Jeremias hielt die Hände an die lehre Stufe der Auslage geklemmt und blickte noch immer mit starren Augen auf den Mann.

„Bleib' ruhig, mias, bleib' ruhig!“ Frau Trude sah im Geiste den Streit, der ihn damals ins Gefängnis gebracht.

Mit einer Stimme, die ihr ganz fremd vorkam, an jedem Worte würgend, sagte er: „Was kostet der Apfel?“